

THRILLER

**SAM**

**LLEWELLYN**

**SINGLE**

**HAND**

**TÖDLICHER  
KURS**

2. FALL FÜR GAVIN CHANCE



DELIUS KLASING

THRILLER

**SAM**

**LLEWELLYN**

**SINGLE**

**HAND**

**TÖDLICHER  
KURS**

2. FALL FÜR GAVIN CHANCE

AUS DEM ENGLISCHEN VON  
TATJANA POKORNY

DELIUS KLASING VERLAG



Gerade als ich mit dem Hammer auf die Espressomaschine schlage, beginnen die Dinge, kompliziert zu werden. Thad, der Maat, dreht den Siebträger immer so fest rein, dass es einen Schlag braucht, um ihn wieder loszubekommen. Beim dritten Bäng bricht der Griff ab. Ich entscheide, dass ich sowieso keinen Kaffee mehr haben will, und gehe durch das Steuerhaus zurück zu meinem Stuhl und lasse mich hineinfallen.

Die Klimaanlage hält das Steuerhaus kühl, und die getönten Fensterscheiben verleihen den Lichtern des Hafens von Monte Carlo einen migräneartigen Schimmer. Der Stuhl, in den ich – und nur ich – als Kapitän hineinsinken darf, ist über die Maße luxuriös gepolstert. Das gilt auch für fast alles andere auf der Motoryacht VIOLETTA, in deren Steuerhaus ich mich befinde. Sie ist hübsch und konstruktionstechnisch darauf ausgerichtet, die Bedürfnisse eines Oligarchen mittleren Ranges zu befriedigen. Daher bietet sie die üblichen Annehmlichkeiten: ein Beiboot, einen aus dem Heckspiegel ausfahrbaren Jetski, ein Hauswaffensystem, einen begehbaren Kühlraum für alles Tote (was, zumindest zu diesem Zeitpunkt, nicht unbedingt die geschäftlichen Rivalen des Eigners beinhaltet) und eine Videoüberwachungsanlage zur dauerhaften Beobachtung der Pegelstände in den Gläsern der Gäste. Darüber hinaus bietet sie heute auch einige Annehmlichkeiten in Gestalt zweier düster dreinblickender und widerspenstig wirkender Prostituiertes, die Violentin, Chef-Bodyguard des bereits erwähnten

Oligarchen Sergei Yusupov, an Bord gebracht hat. Violentins richtiger Name ist Valentin, doch wir nennen ihn nach dem britischen Begriff »violence« für Gewalt Violentin, weil das zu ihm passt. Er ist 2,13 Meter groß, hat keine Haare auf dem Kopf und einen V-förmigen Körper. Er ist außergewöhnlich brutal und auf psychopathische Weise achtlos bei seinen Aktionen. Heute hat er den Blick eines Psychopathen, der sich ausleben will. Was erklärt, warum ich mich auf das Steuerhaus beschränke und warum ich bedauere, dass die einzige Annehmlichkeit, die diese Sunsoarer Carnivore 150 nicht bietet, ein guter schwerer Bolzen auf der Innenseite der Tür des Steuerhauses ist. Und vielleicht auch ein paar Sandsäcke zur Unterstützung.

Also lege ich meine Füße auf die Truhe aus kirgischem Walnussholz und schaue einem smaragdgrünen Steuerbordlicht nach, das auf Kurs Cannes vor uns über das dunkle Wasser gleitet. Ich versuche, mich in friedliche Stimmung zu versetzen. Das fällt mir mit ein wenig Mühe gar nicht schwer. Ich habe mein glamouröses Leben als Makler von vermoderten Yachten in Achnabuie an der Westküste Schottlands inmitten von Mücken und Nieselregen aufgegeben. Ich habe den Whisky aufgegeben und den Job als Verantwortlicher für eine große Yacht bekommen. Es ist kein Job für einen Pedanten, was der Grund dafür sein könnte, dass ich ihn bekommen habe. Aber es ist ein Leben. Der Boss ist als Oligarch okay, eben so, wie Oligarchen heutzutage so sind, die Gehälter regelmäßig zahlen und deutlich über dem rauen Treiben inklusive Leichen stehen. Das Boot läuft mehr oder weniger von allein, und die Crew macht den Eindruck, sie wisse, was sie tut. Außerdem gibt es reichlich Mineralwasser an Bord und (bis vor wenigen Minuten) auch eine Espressomaschine.

Ich greife nach dem Kreuzworträtsel des *Guardian*. Jemand hämmert an die Tür. Was ich ignoriere. Fünf vertikal. Amphibischer Schwanzlurch. Es könnte ein Molch sein. Molche sind Amphibien. Na, dann.

Das Hämmern an der Tür wird lauter. Geschrei mischt sich dazu. Ich schreibe *Molch* in die vorgesehenen Kästchen, seufze und gehe rüber zur Tür. Draußen steht die Stewardess Moira, deren Explosion roter Haare vom Licht erleuchtet wird. Sie scheint etwas zu sagen, doch irgendjemand lässt serbischen Death Metal mit 1.000 Watt pro Kanal durch die Bose-Lautsprecher dröhnen und dreht gerade noch lauter. »Was?«, schreie ich.

Sie zeigt in Richtung der Unterkünfte und bewegt ihren Mund dazu: »Violentin.« Als hätte ich es nicht schon geahnt. Vielleicht täusche ich mich, doch ich habe das Gefühl, dass ihre Hände zittern. Schnell steige ich den Niedergang hinunter.

Das Oberdeck ist leer. Was Sinn ergibt, denn Violentin würde sich niemals irgendwo amüsieren, wo ihn keiner sehen und bewundern kann. Er würde auf dem Hauptdeck sein, damit die Menschen am Kai sehen können, was immer er tut.

Sirenen nähern sich, und auf der weißen Lederdecke erscheint ein blinkendes blaues Flimmern. Mein Pulsschlag verlangsamt sich wieder. Noch nicht wieder ganz auf den normalen Rhythmus, aber er wird definitiv ruhiger. Die letzte Leiter nehme ich mit zwei großen Schritten, bleibe an der finalen Sprosse hängen und lande auf der Nase, was mir eine kleine Verkostung des Teakdecks einbringt. Der Schmerz lässt nach. Ich komme wieder auf die Füße und sehe ... Violentin, auf einem Tisch posierend. Die beiden Ladys dieses Abends stehen ihm auf dem Deck gegenüber und bearbeiten ihn mit ihren Händen. Keine von ihnen ist in irgendeiner Weise bekleidet. Die Körper sind über und über von roten Spritzern übersät. Blut.

Mein Herz setzt aus. Und springt dann mit einem gewaltigen und scheußlichen Satz wieder an.

Es ist gar kein Blut. Es sind Rosenblätter.

Die Musik ist ohrenbetäubend laut, und Violentin singt dazu. Nicht so die beiden Damen des Abends, die mit ihrem Mund gerade anderweitig beschäftigt sind. Violentin hat eine Silberschale



Ich verbringe eine Weile damit, die verschiedenen Optionen zu durchdenken – immer in der Hoffnung darauf, dass sie sich bei genauerer Überprüfung verändern. Doch sie bleiben wie in Stein gemeißelt. Während ich überlege, jagen sich kleine Wirbelwinde gegenseitig über die Lagune. Kleine Wellen mit weißen Kappen schlagen gegen die Kante der dunklen Linie, die durch das Wasser verläuft: Die Flut drückt auf den Damm, der schon bald bedeckt sein wird.

Sechs oder sieben Seemeilen. Maximal zehn. Zwei Stunden?

Mein Mund fühlt sich zunehmend trocken an.

Ich mache das Licht aus. Auch draußen hinter dem großen Flachglasfenster verblasst das Licht jetzt schnell. Ich trage ein Pyjamahemd, eine Jeans, ein Sweatshirt und hochwertige Henri-Lloyd-Stiefel, die wasserdicht sind wie ein Haus. Und das sollten sie auch sein, denn sie haben beinahe ebenso viel gekostet. Auch sie sind dunkelblau, was ein glücklicher Umstand ist. Dann nehme ich die Woldecke vom Bett. Sie ist aus Kaschmir oder Ähnlichem, leicht und warm. Für die Gäste des Igels Winstanley kann es offenbar nicht kuschelig genug sein. Ich binde die Decke zu einer Art Schultertuch und kämpfe mich in die Jacke. Die Rhododendren sehen vor dem grauen Himmel aus wie eine Reihe niedriger schwarzer Buckel. Der Sonnenuntergang ist in dieser Nacht ausgefallen. Ich hole tief Luft, schiebe die Tür zur Seite und gehe in den Garten.

Der Wind ist frisch, aber nicht kalt. Eine Bö biegt einen Rhododendron auf die Seite und zischt in seinen Blättern. Ich rede mir gut zu: wird schon klappen! Ich werde mich in Lee der Insel befinden. Und es sind ja auch nur fünf Meilen offenes Gewässer zwischen Callay und Bora. Machbar.

Ich schaue mich um. Für den Fall von Fragen bin ich bereit, so zu tun, als hätte ich mich wie Quasimodo gekleidet, damit ich draußen noch ein wenig vom Duft der Rhododendren genießen kann. Der Horizont ruht dunkel und still. Mit Ausnahme des Raschelns der Zweige im Wind. Ich gehe dicht an den Büschen entlang, ziehe den Kopf bis unter den Horizont ein und marschiere in Richtung Lagune.

Hier kommt schon die Böschung am Ende des Gartens. Ich schätze die Höhe falsch ein und schlage mit der Schulter auf dem Boden auf, bleibe für etwa eine Minute so liegen und lausche. Ein Brachvogel kreischt. Als ich den Kopf wieder hochnehme und zum Haus zurückschaue, sieht es aus wie eine viereckige schwarze Masse mit ein paar hinter zugezogenen Vorhängen erleuchteten Fenstern. Drüben in Richtung Strand sind einige Flutlichter eingeschaltet und ist das Brummen von Maschinenlärm zu hören. Das müssen die »Bestatter« sein, die an den Containern arbeiten. Ich komme auf alle viere hoch, lande mit meiner Hand in Schafskot, wische sie im Gras ab und stolpere in der Hoffnung, dass ich dort eine kleine Jolle finden werde, über die Weide zum Küstenvorland.

Doch hier ist kein Dingi. Mir wird schwer ums Herz, aber nicht allzu sehr, denn kein Dingi bedeutet auch, dass ich aus dieser schrecklichen Kälte heraus und in mein hübsches warmes Zimmer zurückkehren kann, wo ich zur Abwechslung etwas Schlaf bekommen und diese ganzen Unannehmlichkeiten hinter mir lassen könnte – zumindest, bis ich wieder aufwache ...

Irgendetwas erwischt mich am Fuß und lässt mich stürzen. Ich falle platt aufs Gesicht. Dieses Mal sind es Steine, kein Rasen. Ich schlage derart hart mit dem Kopf auf, dass ich nur noch rot und ein

paar weiße Funken sehe. Als der Schmerz nachlässt, bemerke ich, worüber ich gestolpert bin: eine doppelte Leine, die in Richtung Wasser führt. Am Strand befindet sich ein Umlenckblock, an dem die Leine festgeknotet ist. Es ist eine umlaufende Mooringleine, mit der man ein Boot ans Ufer ziehen kann. Und da draußen, nur etwa zehn Meter entfernt, schaukelt sanft ein Boot auf dem Wasser.

Ich krieche zum Block und löse den Knoten. Dann lehne ich mich gegen einen Ginsterbusch und beginne an einer der Leinen zu ziehen. Der dunkle Schatten rührt sich und gleitet in meine Richtung. Ich ziehe so lange weiter, bis die Bugspitze des Bootes mit leichtem Knirschen auf dem Strand aufsetzt. Es ist eine Jolle ohne Mast, ohne Motor und ohne Segel. In Zeitlupe schiebe ich mich über die Bordwand, falle auf die Bodenbretter und taste umher. Riemen. Einen davon nutze ich, um uns vom Strand abzustoßen. Ich spüre, wie das Boot frei schwimmt, lasse beide Riemen in die Dollen über dem Querbalken gleiten und beginne sehr leise zu rudern, wobei ich darauf achte, meinen Kopf nicht über das Dollbord hinaus zu heben. Am Strand ist niemand zu sehen. Draußen erkenne ich ein größeres Boot, lang und mit niedrigem Freibord. Es hat vorn einen recht hohen Mast und hinten einen kurzen. Sein Bug zeigt nach Westen und in den Wind. »Ziemlich viel Wind«, denke ich bei mir, als eine Bö das Dingi vom Kurs abbringt und ich wütend gegenanrudern muss, um es wieder auf Kurs zu bringen.

Ich höre, wie die Mooringboje des großen Bootes von unten gegen den Rumpf des Dingis schlägt. Ich höre auf zu rudern und lasse mich seitlich an der Bordwand vorbeitreiben. Eine Dracombe, sagt der Yachtmakler in mir. Ein Familienboot, das sich gut zum Fischen oder für sonnige Familienpicknicks in den Sommerferien eignet.

Ich greife nach der Anlegeleine des Dingis, gehe nah an die Bordwand der Yacht und mache die Leine an einer der Relingstützen fest. Dann nehme ich mir einen Moment zum Durchatmen. Der Wind bläst heftig und kalt. Ich kann sehen, wie sich an Land die



Bäume biegen. Die Lichter im Haus von Clearance scheinen warm und gelb durch die Vorhänge. Im Garten gibt es keinerlei Anzeichen für Bewegung. Ich wäre jetzt sehr gern in einem schönen warmen Zimmer. Doch die Nacht im schönen warmen Zimmer würde bedeuten, dass ich eine sehr viel längere Zeit in einer hässlichen kalten Zelle verbringen müsste.

Es wird Zeit, mich zu organisieren.

Ich taste mich schnell durchs Boot. Vorn gibt es ein Vorsegel nebst Rollreiffanlage. Dann etwas, das sich wie ein Großsegel mit Gaffel anfühlt, ein Besanmast, wie gut er auch sein mag. Los, los, los. Eine Bö pfeift übers Wasser und jammert in den Wanten. Es ist vielleicht nicht so wahnsinnig schlau, bei zunehmendem Wind in der Dunkelheit einen Fünf-Seemeilen-Törn anzugehen. Ich sage mir erneut, dass ich ja in Lee der Insel unterwegs sein werde, zumindest bis wir das offene Revier zwischen den beiden Inseln erreichen. Und das werden wir meistern. Ein ausgezeichnetes seetaugliches Boot, diese Drascombe, sagt der Yachtmakler in mir. Ich glaube kein Wort davon, bin aber inzwischen schon beim Bug, binde den Festmacher der Jolle an die Mooringboje, nehme das Auge von der anderen Leine von der Klampe und werfe alles ins Wasser.

Plötzlich ist die Welt ganz still. Jenseits eines Streifens des vom Wind in Wallung versetzten Wassers gleitet die dunkle Küste an uns vorbei. »Und weg sind sie«, denke ich bei mir und taste auf dem Boden des Bootes nach einem Riemen. Voraus erwartet uns flaches Gewässer in Form des Damms. Den müssen wir erst überqueren, bevor ich das Ruder runterlassen kann. Also stecke ich den Riemen seitlich ins Wasser und beobachte die kleinen Wellen, die er verursacht. Die Flut über dem Damm gewährt uns vielleicht 30 Zentimeter Tiefgang. Doch das Boot braucht auch nur etwa 30 Zentimeter, wenn überhaupt. Ich drücke trotzdem die Daumen. Da ist so einiges, für dass es sich lohnt, die Daumen zu drücken. Irgendwo im Garten marschieren lettische Schlägertypen umher. Und russische Schlägertypen, ein ganzer Warschauer Pakt von

# 12

Loch Errol ist eine steile Angelegenheit. Die Berge ragen auf beiden Seiten des Lochs direkt aus dem Wasser knapp 1.000 Meter in die Höhe. Die Wetterlage ist jetzt stabil, und die Dunkelheit scheint die Hänge hinunterzuffließen. Der Bug unseres Bootes zerteilt die Wasseroberfläche, während wir durch die Schatten der zusammenfließenden Ausläufer gleiten. Die Kunden sind verstummt wie auch ich, weil ich alle meine Konzentration für das Zittern benötige. Zum Teil ist es von der Kälte verursacht, mehrheitlich jedoch hat es damit zu tun, was ich für den späteren Abend geplant habe.

Wir schrammen mit 30 oder vielleicht auch 50 Zentimeter Tiefgang unter dem Kiel über die Sandbank, was Ian zufriedenstimmt, obwohl Rodders sagt, dass er gewusst hat, dass wir klarkommen werden. Was Ian wiederum verärgert. Wir rollen das Vorsegel ein, schießen in den Wind und ankern in der Mitte einer Art kreisrunden Lagune aus schwarzem Glas mit einem Durchmesser von etwa einer halben Seemeile. Ein Fluss drängt sich in den Loch. Die Berghänge sind von Bäumen besetzt. Es sind aber nicht die typisch schottischen Tannen und Birken, sondern adelige Bäume, die wie Eukalypten und Rhododendren aussehen. Wobei Letztere eine eher anspruchsvollere Art als jene zu sein scheinen, die durch vernachlässigte Lodges an Schottlands Westküste langsam verdrängt werden. In der Nähe der Flussmündung führt eine große Slipbahn aus Beton ins Wasser. Das einzige Anzeichen für Leben sind ein paar Kinder, die an einem steinigen Strand vor einer hohen Mauer

spielen. Die Mauer hat ein Tor. Durch mein Fernglas sieht es aus wie frisch lackiert. Hinter der Mauer sind zwischen den Bäumen einige gerade Linien zu erkennen, die vermutlich das Dach eines Hauses darstellen. Das Geschrei der Kinder dringt hell und fröhlich zu uns hinüber. Alles wirkt ganz normal. Ein großes Haus, vermutlich für die Ferien gemietet. Harmlos. Aber es war ebendieses große Haus, wo die AIS-Spur des Bootes von der Fischfarm ohne ersichtlichen Grund eine Pause eingelegt hatte. Und auch Tamara hat von einem großen Haus berichtet, in dem sie sich mit dem Whisky befindet.

Das Tor öffnet sich. Jemand muss die Kinder hereingerufen haben, denn sie huschen den Strand hinauf und sind gleich darauf verschwunden. Mir fällt auf, dass die Scharniere des Tores nicht quietschen. Jetzt hat sich Stille über den Loch gelegt.

»Nun«, sagt Ian, »Zeit, die Bar zu öffnen.«

Kim reagiert mit Begeisterung, und es wird eifrig mit Gin und Tonic und Zitronen herumhantiert. Ich bemerke, dass Rodders die Gin-Flasche in Händen hält und seinem Kapitän und Kim große Mengen davon ins Glas gießt. Sein eigenes Glas ist als letztes an der Reihe. Ich bin überrascht, dass er die Flasche in dessen Richtung kaum bewegt und es schnell mit Tonic auffüllt. Vielleicht hat er sich dazu entschlossen, mal einen Abend auszusetzen. Natürlich ist er am heutigen Tag wieder ganz der alte Tollpatsch gewesen.

Trotzdem kann ich seine sauberen Knoten noch immer nicht vergessen.

»Komm schon«, sage ich mir selbst. »Welche Art von Arglist hätte dazu führen sollen, einen Betrüger zu Ian und Kim aufs Boot zu setzen? Lächerlich!« Nur um sicherzugehen, warte ich, bis er sein Glas ausgetrunken hat, nehme es ihm aus der Hand und – hodi hodiho, ganz der fröhliche Segellehrer – schütte ihm drei Inch Gin und ein Inch Tonic ein und schaue ihm dabei zu, wie er es über seine Mandeln gleiten lässt. Er scheint es zu mögen. Meine Verdächtigungen, die sich niemals wirklich zu einem ernsthaften Verdacht erhärtet hatten, verflüchtigen sich wieder. Ich schiebe das Schlauchboot

auf die Seite, so erkläre ich es den anderen, um die Vorderluke zu putzen. Dann genießen wir alle gemeinsam Kims köstliches Dinner. Vom Wein erwärmt, versteigt sich die Crew beinahe zu der Enid-Blyton-Feststellung, dass Essen unter freiem Himmel einfach immer besser schmeckt. Dann sitzen wir im Cockpit beisammen, während ich meinen berühmten Vortrag über das Wetter, seinen Mechanismus und die Vorhersagen halte. Am Ufer bewegt sich nichts außer ein paar Millionen Mücken. Da wir uns mehr als sechs Meter vom Strand entfernt befinden, sind wir immun. Ich frage die Kunden nach den Gründen für das Wetter. Gemessen an der Tatsache, dass sie halb besoffen sind, schlagen sie sich ziemlich gut. Gegen 22 Uhr entscheiden wir, dass es zu nass ist, um noch weiter im Cockpit zu verweilen. Also gehen wir schlafen. Und schon bald beginnt das Schnarchfest von Neuem.

Ich selbst fühle mich körperlich mehr als fit. Das hat mit der Anspannung zu tun. Ich ziehe mir ein Shirt über, nehme meine Schuhe in die Hand und schleiche mich auf Zehenspitzen an den Türen der Schnarcher vorbei an Deck und ins Cockpit. Hier nehme ich die Vorleine des Dingis von der Klampe, schleiche lautlos die Stufen des ausklappbaren Hecks runter (»Dafür danke ich euch, ihr seefahrendes Wohnwagen-Volk«, denke ich, als ich die Badeplattform erreiche), klettere ins Dingi und lasse es mit der Tide forttreiben.

Die Nacht ist dunkel wie ein nasser Samtbeutel. Ich lasse mich von der Tide außerhalb der Hörweite des Bootes treiben, knie mich dann vorn ins Boot und paddle in Richtung Strand. Der Plastikboden setzt mit sanftem Knirschen auf dem Sand auf. Ich nehme den Festmacher, ziehe das Dingi hoch und binde die Leine über der Hochwassermarken an einen Stein. Die Mücken sind schrecklich. Ich klatsche einige Schwärme fort, knöpfe mir mein Hemd bis zum obersten Knopf zu und bewege mich in Richtung der Mauer, die ich zuvor gesehen habe. Dahinter erkenne ich ein schwaches Glimmen, als würden beleuchtete Fenster den Nieselregen erhellen.

Das Tor ist verschlossen. Vorsichtig ziehe ich am Riegel. Wie schon vorher ist auch jetzt kein Quietschen zu hören. Offenbar ist das Schloss entgegen dem üblichen Verhalten in den Highlands in jüngerer Zeit geölt worden. Auch als ich das Tor aufdrücke, sind die Scharniere erstaunlich still. Ich trete hindurch.

Soweit ich das in Dunkelheit, Regen und Mückenschwärmen sehen kann, befinde ich mich auf einer Rasenfläche. Das Grün erstreckt sich bis zu einer dunklen Masse – dem Haus. In einigen Fenstern brennt hinter den Vorhängen Licht. Auf der rechten Seite des Hauses befinden sich die Schuppen und die breite, bullige Slipbahn, die in den See führt. Es ist dunkel da unten. Mir gefällt die Vorstellung von Dunkelheit. Ich überquere den Rasen seitwärts bis zu etwas, das ein Schotterweg zu sein scheint, der einmal rund ums Haus führt. Ich vermeide diesen Weg und gehe neben ihm auf dem Rasen entlang, um keine Knirschgeräusche zu erzeugen. Ich gehe auf etwas zu, dessen Umrisse ich nun als den großen Schuppen erkenne, der am Anfang der Slipbahn steht. Seine Schiebetür steht gut einen Meter weit offen. Ich leuchte mit der Taschenlampe meines Telefons hinein und erkenne ein paar kleine Behälter. Ich lausche, höre aber nichts als das Gesumme der Mückenflügel in meinen Ohren und meinen eigenen Herzschlag. Behutsam quetsche ich mich durch die Tür, ziehe an der Verschlussklappe des ersten Containers und schaue hinein: Pappkartons in wohlbekannten Abmessungen. Als ich an einem wackel, höre ich das verführerische gute alte Klirren.

Volltreffer.

Es ist mir unangenehm, davon zu berichten, dass ich in diesem Moment einen intensiven Geschmack von Salbei in meinem Mund verspüre. Ich schlucke ihn schnell wieder runter. Es ist nicht der passende Zeitpunkt, um beim Anblick von Whisky ins Sabbern zu kommen. Tatsächlich ist es eher an der Zeit, höllisch schnell zum Boot zurückzukehren, Charles und Mister Yusupov Bescheid zu geben und wahrscheinlich der Polizei, dass ich meinen Job erledigt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage

ISBN 978-3-667-11704-5

© Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld

Übersetzung: Tatjana Pokorny

Lektorat: Birgit Radebold

Coverfoto: Philip Plisson, La Trinité-sur-Mer

Umschlagrückseite: Sam Llewellyn

Umschlaggestaltung: Felix Kempf, [www.fx68.de](http://www.fx68.de)

Satz: Axel Gerber

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2019

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlages  
darf das Werk weder komplett noch teilweise reproduziert, übertragen  
oder kopiert werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und  
mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und  
Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21, D-33602 Bielefeld

Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115

E-Mail: [info@delius-klasing.de](mailto:info@delius-klasing.de)

[www.delius-klasing.de](http://www.delius-klasing.de)